

(Nachdruck verboten.)

75]

Der Entgleiste.

Von Wilhelm Holzamer.

Die Gendarmen führen den alten Schlüssel. Er geht zwischen ihnen lächelnd und leicht. Er sieht über die Leute hin mit seinen scharfen Augen. Sie haben Gefallen an ihm. Das ist Landesart — es gefällt, wer sich zu benehmen weiß. Man haßt die Gendarmen. Der Humor geht den Leuten nicht aus.

„Frettchen!“ ruft einer, „jetzt wird Dir's schwerer wie Kaninchen fangen.“

„Jetzt sorg, daß Du nit im Loch stecken bleibst!“

Er nickt. Die Gendarmen machen ernste, dumme Gesichtser.

Die Kaiserklar stand in ihrem Hof und sah, wie der alte Schlüssel abgeführt wurde.

Sie hatte sich vorgekommen, etwas Arges zu sagen, wenn ihn die Gendarmen vorbeiführten. Nun fiel ihr nichts ein. Es schossen ihr nur Tränen in die Augen. Sie hatte ja nun gar niemand mehr hier.

„Jetzt hast Du Dein Schlechtgehen, aber tüchtig, das Du gebraucht hast,“ murmelte sie vor sich hin.

Sie strich ihre grauen Haare zu beiden Seiten des Scheitels fest an. Dann biß sie die Tränen hinunter. Er ging so ruhig und leicht, Herrgott, wer weiß! Mit seinem Schlechtgehen, es ist vielleicht doch etwas dran.

Nun war etwas Neues bei den Leuten durchgesickert. Der Kaplan hatte den Schlüssel angezeigt. In einer Versammlung hatte der Schlüssel gegen eine Predigt protestiert. Es war ja kein Predigen mehr in der Kirche am Sonntag, seit der neue Kaplan Blum da war, es war ja nun alles Hehe. Dieser „Bischof Blum“, wie man ihn seines selbstbewußten Auftretens wegen nannte, tyrannisierte das ganze Dorf. Es gab nur eine Meinung, das war die seine. Seiner Meinung mußte sich alles beugen. So ein Hehekaplan war noch nicht im Dorf gewesen. Den alten Lehrer Simmler schikanierte und drangsalierte er dermaßen, daß er schon um seine Pensionierung eingekommen war. Er hatte ein Ortsblättchen gegründet und schrieb seine giftigen Artikel da hinein. Er schnüffelte in den Familien alles aus, was nur auszuschnüffeln war. Mit Ueberreden und Drohen wendete er sich an die Frauen. Sie sollten ihren Männern den Beischlaf weigern, wenn's nicht anders zu erreichen wäre, daß die zur Kommunion und Beichte gingen. Und was für eine Zeitung gehalten wurde, darauf war sein Hauptinteresse gerichtet. Es fehlte nur noch, daß er Sonntags in der Predigt Namen nannte.

Der hatte es also dem Schlüssel angerichtet. —

Seit der Schlüssel ins Amtsgerichtsgefängnis eingeliefert worden, war im Dorf eine Scheidung eingetreten: die kleine Partei der Rückständigen, die dem Kaplan anhängen, die große Partei der Fortschrittlichen, die ihn bekämpften. Nicht nur Arbeiter und Sozialdemokraten waren gegen ihn, sondern überhaupt alle, die sich nicht unter seine Knute bringen lassen wollten, besonders auch die Protestanten und Juden, die er immer nur mit Kezer, Feinde Gottes und der Kirche — „der heiligen Kirche“ sagte er mit dem tiefen Brusttone, den ältere Leute noch von dem Bischof Ketteler her kannten — Gottesleugner, Heiden und ähnlichen Ausdrücken mündlich und schriftlich traktierte.

Dann stand Schlüssel's Prozeß zur Verhandlung. Die Verhandlung mußte in Mainz stattfinden. Das ganze Dorf war auf den Weinen. Der Kaplan war verreist, hieß es. Wenn der Schlüssel verurteilt wurde, dann sollte er sich nur „aus den Aft machen“.

Der Schlüssel hatte auf einen Advokaten verzichtet. Er werde sich selbst verteidigen.

Der Bürgermeister stellte ihm ein glänzendes Leumundzeugnis aus. Viele hatten sich gemeldet, Zeugnis abzulegen. Die Belastungszeugen wußten wenig beizubringen. Der Staatsanwalt war in einiger Verlegenheit. Aber er blieb bei seiner Anklage. Dann sprach der Schlüssel. Und nun

lernte man ihn kennen. Nun lernte man kennen, wer der Spengler Schlüssel war. Nun sprang der heimliche Wüchterschranke auf. Nun trug eine lebenslange geistige Arbeit ihre Frucht. Der Schlüssel zerpflückte mit Rechtsgründen die Anklage, er verteidigte die beiden Flugblätter, die zur Anklage standen, er verteidigte seine Ideen, er stellte den Kaplan an den Pranger, ohne Eifer, ohne Born, ohne Böswilligkeit — überlegen, fein und bornehm. Und er schloß:

„Ich bitte nicht um meine Freisprechung, weil ich freigesprochen werden muß! Ich habe nichts getan, wozu uns, als freien Staatsbürgern, nicht das Recht garantiert wäre. Man kann, was ich geschrieben habe, gegen das Recht auslegen. Aber dann ist's eine Auslegung — und sie ist gegen das Recht! Das sage ich. Dann wird man mich auf diese Auslegung hin verurteilen müssen. Dann bin ich gegen das Recht verurteilt. Das wird das ganze Land sagen, das wird das ganze Land so empfinden — und, ich weiß nicht, ob es nicht richtiger wäre, Sie verurteilten mich, denn meine Verurteilung wird der Sache, für die ich gekämpft habe, nützlicher sein als meine Freisprechung. Denn das Recht wird durch nichts deutlicher als durch das Unrecht, und die große Masse des Volkes, wenn sie das Recht richtig soll fordern lernen, muß das Unrecht erst richtig empfunden haben. Tun Sie, wie Sie es tun müssen — es wird nützlich sein, wie Sie es tun!“

Er setzte sich.

Staatsanwalt und Gerichtsvorsitzender hatten ihn nicht unterbrochen. In dem Zuhörererraum waren ein paar Stimmen laut geworden. Keiner hatte den Spengler Schlüssel so gefannt. Der Staatsanwalt dachte: das ist dieser ruhige, schlichte Mensch — der Spenglermeister ohne Bildung und Ansehen! Der Vorsitzende dachte: wenn es da draußen auf dem Lande nur noch drei solcher gibt — dann . . . die Zuhörer dachten: er gehört zu uns, der Schlüssel. Donnerwetter! Die Klar aber, die auch dabei war, dachte: das mißt mein Philipp gehört haben! Ich glaub, wenn mein Philipp jetzt dort stünd, wo der Schlüssel steht, so hätt er auch so reden können!

Er erfolgte Freisprechung. Mit einem Hoch wurde der Spruch aufgenommen. „Das Frettchen!“ rief einer. „Bravo!“ Die Gerichtsdiener räumten den Saal.

Der Spengler Schlüssel ging zu Fuß heim. Mit ihm ging die Klar.

Als sie auf der letzten Höhe vor dem Dorfe standen, hielt der Schlüssel an und sagte, indem er hinunterwies:

„Glaubst Du, Klar, daß es da unten jetzt anders werden wird?“

„Woher hast Du nur das all?“ fragte die Klar.

„Wenn jetzt Deiner da wär, was meinst Du? Ich reich jetzt am End doch nit aus!“

„Der Kaplan wird sich verduften müssen,“ erwiderte die Klar.

„Es muß eine neue Zeit kommen, wo die Menschen Menschen werden. Wo's von ihnen genommen wird, daß sie keine Menschen sind, weil sie arm sind und arbeiten müssen. Es muß so in der Welt werden, daß wir uns frei bewegen können, und so, daß nit mehr die einen alles haben und die andern nix, es muß so werden, daß, wer gut und tüchtig ist, weiter kommen und oben hin kommen kann, und wer nix taugt, ausgestoßen wird. Siehst Du, Klar — und ich hab immer gemeint, Dein Philipp müßt einmal so wo stehen, wo jetzt ein richtiger Kopf hingehört. Wo jetzt einer stehen muß, wenn die Welt über den Bach kommen will — das eine Bein hüben, das andere Bein drüben, und jeden aufnimmt und herüberhebt, der kommt und drum verlangt.“

Die Klar sah ihn lange an.

„Weißt Du was, Schlüssel, ich hab so um ihn ausgehalten, ich hab geglaubt, die ganze Zeit her, er ist doch sei'm Vater nachgeschlagen, aber auf einmal glaub ich's nit mehr. Weißt Du was, ich glaub wahrhaftig, ein's schönen Tages ist er da, und wir werden was an ihm erleben.“

Der Schlüssel nickte nur. Die Klar konnte nicht daraus entnehmen, ob er auch so wie sie vertraue.

Aber nach einer Weile sagte er:

„Daß man so gar nit weiß, was er treibt und wie es

lebt, das ist kein schlechtes Zeichen. Denn wenn man gar so viel hinausposaunt — da wird's nachher mit der Ausführung nix Nichtiges. Denn was was Nichtiges werden will, muß still sein!"

"So wie bei Dir!"

"D nein! ich!" — und er lächelte vor sich hin. —

Der „Bischof Blum“ berduftete. Er hatte verspielt. Der Schlüssel hatte das Spiel gewonnen. Er stand auf dem Platze, auf den er gehörte. Und es war der erste Platz, den das Dorf zu vergeben hatte. Keiner genoß ein höheres Ansehen, selbst der Bürgermeister nicht. Denn der war ein Dummkopf. Er hatte nur viel Geld. Aber auch das Geld war nun besiegt. Bei der nächsten Wahl mußte der Schlüssel in den Gemeinderat. Der erste Handwerker, der dann im Gemeinderat saß.

Und so geschah's. Das Pfarramt und das Bürgermeisteramt hatten zwar durch Eingaben an das Kreisamt vorsorgen wollen, aber es hatte nichts geholfen.

Ende Februar fand die Wahl statt. Mitte März war der Schlüssel bestätigt und auch eingeführt. Das Leben im Dorf gewann einen neuen Trieb. Ein neuer Geist war aufgewacht. Man konnte es gar nicht begreifen. Kein Mensch hatte das dem Schlüssel zugetraut. Er war ein Geheimnisträger. Von manchem hatte er wohl die ganze Zeit schon die Fäden in den Händen gehabt. Aber das war nur ein paar wenigen Eingeweihten bekannt. Er war ein verschwiegener Mensch. Ob er nicht ein Duckmäuser war. Einerlei — er war „einer“!

Am letzten Sonntag des März fand eine Versammlung im „Engel“ statt. Der Abgeordnete von Bollmar sprach. Der Spengler Schlüssel führte den Vorsitz. Und Bollmar nannte ihn „seinen Freund und Parteigenossen“. Da hoben sich die Köpfe. Der Gedanke an den Reichstag ging einigen durch den Kopf. Ob es der Schlüssel noch so weit brächte?

An diesem Abend stiegen mehr als ein halbes Duzend Kapläne am Bahnhof aus. Sie berieten die Nacht hindurch im Pfarrhaus.

Ja, ja, es war etwas Nichtiges an dem Gedanken von den paar Leuten die weiter denken konnten. Die Kapläne kannten natürlich den Schlüssel längst. Der Kampf war nun ein offener. Das war leichter für ihn, schwerer für sie. Mainz, die Hochburg des hessischen Ultramontanismus, sollte verloren gehen?

Es ist wirklich eine neue Zeit gekommen. Die ist den Kaplänen arg ins Konzept gefahren. Sie sitzen beisammen und schmieden Pläne.

Der Schlüssel weiß, welche Aufgabe eines Tages an ihn herantreten wird. Er ist nicht ohne Bangen. Ob er's packen wird und bewältigen kann?

Und er kann den Gedanken nicht los werden: der Philipp, wenn der da wäre! Der wäre dazu geschaffen, der hätte das Zeug dazu.

Aber der Philipp — was weiß er denn von ihm? Es ist töricht, Hoffnungen auf ihn zu setzen. Und dennoch, und dennoch, es dreht sich ihm etwas um den Philipp.

Er sitzt nur an seinem kleinen Amböschchen und fertigt die Kleinn Gegenstände an, mit Hammer, Feuer und Lötkolben. Aber die Schmie de tut not — die Schmie de mit der großen Esse und dem hohen Amboß, dem schweren Hammer und dem starken Arm.

Die Schmie de — und der Schmied,

21.

Philipp führte nicht mehr den Namen Villebois. Er war als richtiger Doktor Kaiser Assistenzarzt in Sainte-Anne. Doktor Lasorët fand weniger an ihm als er erwartet hatte. Er kritisierte ihm nicht genug, und er verdonnerte nicht in Grund und Boden die Pflege in der Ville Evrard. Freilich, hier war alles fortschrittlicher, persönlicher, weiter. Nicht so schematisch. Doktor Lasorët drückte allem den Stempel seiner Persönlichkeit auf. Die beiden Aerzte gingen nach dem gleichen Ziele. Und Philipp gab rückhaltlos aus seinen Erfahrungen.

„Ich bewundere Sie,“ sagte Doktor Lasorët, „Sie können sich unterordnen. Das kann ich nicht. Ich ertrage es nicht, beherrscht zu werden. Ich muß herrschen.“

Sie kamen im Laufe der Zeit öfter darauf zu sprechen. Und eines Tages sagte Philipp: „Ich bin nicht ganz sicher, ich glaube, ich könnte es nun auch nicht mehr. Auch für mich ist diese Zeit vorbei — es hat alles seine Zeit in uns — ich muß nun auch herrschen und kann nicht länger mehr der Beherrschte sein.“

Doktor Lasorët klopfte ihm auf die Schulter.

„Ehrlich gesagt, so gefa' en Sie mir besser! So liebe ich Sie mehr, respektiere Sie mehr. Ich verachte die Unterordnung.“

Von nun an arbeiteten sie richtig nebeneinander. Philipp erhielt die Abtheilung der Unheilbaren zugewiesen und war angestrengt tätig. Doktor Lasorët schrieb an seinem dritten Bande „Zrennpflege“, Philipp arbeitete mit. So wurde das Buch nicht nur Theorie, es wuchs aus der Erfahrung und eigentlichen Praxis heraus.

„Ich bin nun doch nicht Egoist“ — meinte Doktor Lasorët — „Sie setzen Ihren Namen neben den meinigen auf den Titel — oder ich bin doch Egoist, wenn Sie wollen!“ Er lächelte. Sein beweglicher Geist legte sich in nichts auf eine Seite der Betrachtung fest. Und Philipp schrieb den Teil: die Pflege der Unheilbaren.

(Fortsetzung folgt.)

Die familie Krage.

Von Johann Stjoldborg.

Autorisierte Uebersetzung von Laura Geldf

Dann war es eines Sonntags, kurz nach dem Mittagessen. Anders holte tief Atem und versuchte seiner Stimme eine möglichst weiche Klangfarbe zu geben:

„Ich möchte Dir nun eins sagen, Jürgen — und Du bist ja doch der Jüngste von uns beiden.“ Er machte eine kleine Pause und spuckte aus. „Du packst Deine Sachen nicht richtig an.“

„Was soll das heißen?“

„Ja, Du hast zu viel von dem einen und zu wenig von dem anderen!“

„Ander, ich glaube beinahe, Dir geht es ebenso,“ warf Jürgen lächelnd dazwischen.

Aber Anders überhörte seine Worte und fuhr fort: „Und es wäre doch besser, daß wir den Strang hier im Hause gemeinsam zögen. . . . Auf die Weise könnte dann auch etwas daraus werden!“

„Ich glaube auch, daß es das könnte,“ sagte Jürgen ernst.

„Ja, da siehst Du. Wir haben fürwahr ein nettes Haus, aber es verträgt nicht viele Extravaganzen. Und jammerschade wäre es doch, wenn dies schöne kleine Heim in die Luft fliegen sollte.“ Die Stimme des Alten zitterte leicht.

„Nun will ich Dir auch was sagen, Anders! Wenn Du mit-halten wolltest und mir helfen wolltest, meine Pläne durchzuführen, dann solltest Du mal sehen, welche siegreiche Schlacht wir hier in den Dünen schlagen würden!“

„Deine Pläne durchzuführen!“ Anders lächelte bitter und schüttelte ein wenig den Kopf.

Ein gereizter Ausdruck trat in Jürgens Augen. „Wenn Du es auch nicht sehen kannst, so ist und bleibt es doch das Große!“ sagte er scharf. „Und es wird sich auch schon noch zeigen, daß es das Stärkste ist!“

„So, also Du stehst immer noch auf demselben Standpunkt!“ seufzte der Alte wie zu sich selber. Er blickte auf und sagte energisch: „Das ist ein gewagtes Spiel, Jürgen! Und Du hast Gegenwind!“

„Ich glaubte nicht, daß Du vor Gegenwind Furcht hättest, Anders!“

In den Augen des Alten blitzte es auf, als schlug man Funken aus Stahl. „Nein, aber ich mag kein Hansnarr sein.“ Dann war es, als nähme er sich gewaltsam zusammen und sein Blick war fast bittend, als er hinzufügte: „Halt ein, Jürgen, dann kannst Du noch ein ganzer Mann werden!“

Jürgen juckte die Schultern und antwortete fest: „Nein, weder Du noch irgend ein anderer vermag mich davon abzubringen!“

Da erhob sich Anders heftig: „Ja, bin ich zu weit unten, dann bist Du“ — wie er fluchen konnte — „zu hoch oben, Du eingebildeter Springinsfeld!“

Nun stand auch Jürgen auf. Er schlug mit der Faust auf den Tisch und sagte: „Unser Verhältnis ist im Grunde sonnenklar, Anders Krage!“

Die beiden Männer standen einander mit geballten Fäusten und funkelnden Augen gegenüber und schrien so laut, als ob Feuer im Hause sei.

Ajsten raufte sich ganz verstimmt das Haar und wehflagte: „Ach, du lieber Himmel, Kinder seid doch ruhig, seid doch nur ruhig!“

„Beg da, Ajeiten! — Nein, jetzt laß die beiden da nur machen, was sie wollen. Ich verlange mein Recht und mein Maß und mein Gewicht, das will ich, hol mich der Teufel, haben!“ Anders schlug mit der Faust auf den Tisch, daß der Bierkrug zu tanzen begann. „Das sollst Du haben. Dann wird es wohl endlich Frieden im Hause geben, denk ich!“

„Dann kannst Du sehen, wo Du bleibst mit Deinem Genossenschaftsgewäsch und Deinen Nebenarten!“

„Und dann will ich Dir nur sagen, daß Du Dein Lebenlang ein Thranngesesen bist, Anders Krage! Dein Weib hast Du ge- knechtet und auch ich sollte kuscheln. . . .“

„Du bist ein Spring“

„Aber mein Rückgrat ist grad und ungebeugt, Anders Krage!“
Übertrumpfte Jürgen ihn.

„Du bist, hol's der Satan, ein Lustschiffer!“

„Und Du bist ein alter verdrossener Geizhammel!“

Da sprang der Alte hinaus auf den Korridor und warf die Tür ins Schloß, daß der Haß von der Wand fiel.

Knechten weinte und rang die Hände. Marie dagegen schien ruhig und gefaßt, als sei ein längst gehegter Plan zur Ausführung gelangt.

XIII.

Ein Gerücht durchflog die Dünen

„Habt Ihr's gehört!“ sagte Mads Kirks Alte und beugte sich mit lebhaft interessierten Augen in dem runzligen Gesicht vor. Sie stützte sich dabei auf einen Krüdstod. „Es ist ganz und gar auseinandergerissen geht bei Anders Krages, — Oh, st, st!“ — Sie wiegte den Kopf hin und her. — „Sie haben aufeinander losgeschimpft Und sie haben sich wohl auch gegenseitig in den Haaren gehaßt, sagte die Frau vom Hügel!“

„Ja, der Jürgen,“ pufete Mads, „das ist einer, der ohne Spektakel nicht leben kann!“

Das Gerücht erreichte Dröbskaf. Der stille Peter nickte, sagte aber nichts, und das Gerücht flog weiter hinüber über die Höhen und dann die Häuserreihe entlang, die hier lag.

„Se, he! Nun ist wohl Holger Danske im Hause Krage aufgewacht!“ lachte Niels Walle.

Jens Nön dagegen spie durch die Zähne hindurch einen feinen Strahl. „So, also mit Gewalt will er jetzt vorgehen. Da muß man ihn wohl ein bißchen zähmen!“ Nön warf sich in die Brust.

Das Gerücht streifte am Moor vorbei und nahm seinen Weg über die breiten Sandflächen, und als es bis an die äußersten Dünen gelangt war, hieß es, daß Jürgen Anders krumm und lahm geschlagen habe, so daß er jetzt das Bett hüten müsse.

Durch dieses Gerücht veranlaßt, schlugen die Dünenbewohner sozusagen einen leeren Kreis um Jürgen Krage und legten einen Wall von Unwillen und Mißstimmung zwischen ihn und sich. Dabei beobachteten sie ihn mit großer Aufmerksamkeit und richteten tagtäglich ihre Augen auf sämtliche Bewohner des Krageschen Hauses.

Es währte nicht lange, da lud Jürgen daheim ein funder Mauersteine ab und die Leute meinten, daß nun wohl die Scheidewand zwischen Alt und Jung dort errichtet werden solle. Und als er immer noch mit Steinen und Brettern angefahren kam, ward es ja allen klar, daß nun das Abnahmezimmer gebaut werden solle.

Indessen dauerte es noch viele Monate, bevor die Handwerker, die kamen und gingen, mit der Sache fertig wurden.

Es ward ein Jahr, das den Bewohnern der Toruper Dünen dieselbe Ruhe brachte, die vor Jürgen's Erscheinen dort geherrscht hatte. Es ward ein Jahr des Ausruhens. Keine Versammlungen und Diskussionen beunruhigten die Gemüter, keine Zusammenkünfte trieben die Männer hinweg von ihren friedlichen Abend-sitzungen in den einsamen Hütten, und jeder von ihnen war wie ein kleiner verschlossener Punkt für sich, wie eine Insel ohne Verbindung mit der Außenwelt. Jeder lebte für sich und seine Angelegenheiten, unbekümmert um alles, was draußen in dem wechselnden Leben der großen Gemeinschaft vor sich ging.

Nur sandten die Dünenbewohner oft Streifblide hinüber nach dem Hause Krage und dachten, daß es sich nun bald zeigen müsse, was für ein Kerl Jürgen sei und ob er noch etwas anderes könne, als singen und predigen. Aber sie behielten ihre Zurückhaltung bei und blieben abwartend in dem um Jürgen geschlagenen leeren Kreis.

Während des Bauens ward Anders immer verschlossener und immer wortlanger. Daß es jetzt wirklich Ernst werden sollte! Daß er nun wirklich fort sollte von all dem, womit seine Gedanken und seine Hände sich tagtäglich beschäftigt hatten! Und daß er Klein Anders nicht mehr an die Hand nehmen, oder mit Sören und der winzig kleinen Knechten nicht mehr schäkern sollte! Ihm war, als schliefte sich die Tür des Lebens selber vor ihm. — Und Marie war ja doch seine Tochter und Jürgen war der Vater der Kleinen und ja, sie waren trogalleben ein und dieselbe Familie und in den Adern aller rann dasselbe Blut.

Das Abnahmezimmer schien ihm eine Schandsäule der Familie zu sein, als müsse absolut eine Steinmauer errichtet werden zwischen den Alten und den Jungen hier im Krageschen Hause. Wagaubunden und Zigeuner liefen zusammen und wieder auseinander, aber ordentliche Leute wohnten zusammen in Ruhe und Frieden.

((Fortsetzung folgt.))

Die Temperamente.

Während im Sprachgebrauch und in der populären Literatur die „Temperamente“ noch allgemein zur Bezeichnung der Charakteranlage gebraucht werden, ist dies Wort seit dem Bestehen der experimentellen Psychologie in der Wissenschaft verpönt. Um so interessanter sind daher die Versuche von Professor Ach, der gerade auf Grund von Experimenten neuerdings auf die wissenschaftlich wohl haltbare Bedeutung dieser Bezeichnung hingewiesen hat. Im Anschluß an Untersuchungen über den Willen ließ sich bei fast allen

Versuchspersonen ein bestimmtes Temperament als „die Gesamtheit der die Gefühlsseite und die Willensbetätigung eines Individuums betreffenden Reaktionen (Verhaltensweise)“ experimentell festlegen. Trotzdem diese Unterschiede angeboren sind, unterliegen sie doch einer willkürlichen Beeinflussung, so daß die Verhaltensweise im Laufe der Zeit geändert werden kann.

Ehe wir auf die Beschreibung der Temperamente durch Prof. Ach eingehen können, müssen wir den von ihm in die Seelenlehre eingeführten Begriff der „Determination“ erklären. Die Determination ist eine eigentümliche Nachwirkung des Wollens, welche eine Verwirklichung des geistigen Geschehens im Sinne der Absicht, also den Erfolg nach sich zieht. An dem Erfolge der Willenshandlung läßt sich die Stärke der Determination messen. Ist z. B. durch häufiges Einprägen zweier aufeinanderfolgender sinnloser Silben eine sehr feste Verbindung (Assoziation) zwischen ihnen gestiftet worden und wird danach die Aufgabe gestellt, auf die erste der sinnlosen Silben laut einen Reim zu bilden und nicht die nachfolgende auszusprechen, so bedarf es einer besonderen Willensanspannung der Versuchsperson, um dieser Aufgabe zu genügen. Von dem Wollen geht dann die Determination aus, die im gegebenen Augenblick zur Verwirklichung der Absicht führt, wenn sie sich stärker zeigt als die Gewohnheit, die gelernte zweite Silbe zu nennen. Bei der Ausführung des Wollens oder dem Mißerfolg, wenn die Gewohnheit stärker war als die Absicht, erlebt die Versuchsperson gleichzeitig Gefühle. Lust begleitet in der Regel den Erfolg, Unlust den Mißerfolg.

Für das Temperament ist nun besonders charakteristisch die Beziehung zwischen der Determination und der Gefühlsreaktion (dem Gefühlserebnis). In Betracht kommt dabei weniger die Determination, die im einzelnen Fall von einem Willensakt ausgeht, als die determinierende Veranlagung. Diese determinierende Veranlagung besteht zunächst in der verschiedenen Stärke der Determinationen; das Wollen des einen Menschen ist kräftiger als des anderen. So zeigt sich ferner darin, ob die Determination lange in der Zeit wirksam ist oder nicht; bei verschiedenen Personen wirkt ein Entschluß verschieden lange Zeit nach, ist mehr oder weniger nachhaltig.

Ist die determinierende Veranlagung sehr stark und fällt die Stärke der Determinationen in der Zeit langsam ab, so haben wir es mit dem „besonnenen“ Temperament zu tun. Als besonderes Merkmal kommt diesem Typus die geringe Zahl von Mißerfolgen zu. Einzelne Mißerfolge verstärken die Determination, so daß späterhin stets richtig und schnell gehandelt wird, ohne daß sich aber dabei starke Lustgefühle über die Erfolge zeigen. Die Mißerfolge lösen kein Unlustgefühl aus. Die Versuchsperson ist sich bewußt, „wenn ich ernstlich will, kann ich doch.“ Große Sicherheit und Steitigkeit der Willenshandlungen ist daher das Kennzeichen des besonnenen Temperaments.

Im Gegensatz dazu macht das sanguinische Temperament den Eindruck der Unbeständigkeit und Unzuverlässigkeit. Bei diesem besteht zwar auch eine starke determinierende Veranlagung; doch fallen die Determinationen sehr rasch in der Zeit ab. Das Ziel der Willenshandlung kann zwar erreicht werden, wenn ernstlich gewollt wird. Da aber die Stärke der Determination in der Zeit bald nachläßt, kommt es oft zu Fehlhandlungen. Diese werden dann wieder der Beweggrund zu erneuter Anspannung. Bei Mißerfolgen wird keine Unlust erlebt, sondern ein Gefühl der Selbstironie, da die Versuchsperson sich ihres eigentlichen Könnens bewußt ist und da sie sich doch bei der ihr leicht erscheinenden Zielverwirklichung hat versagen sehen. „Daß einem so etwas passieren kann“, gibt gut die Stimmung eines Sanguinikers wieder. Bei einer anderen Versuchsperson wandte sich die Selbstironie mehr zu einem Gefühl des Komischen über die ganze Situation (Lage). Trotzdem die Fehlerfolge keine Unlust hervorrufen, sind sie doch der Anlaß zu energischen Willensanstrengungen. Bei Erfolgen wird gewöhnlich ein leichtes Lustgefühl der Befriedigung erreicht. Weichen sich dem Sanguiniker dauernd große Widerstände, so gelangt er zu dauernden kräftigen Willensanstrengungen. „Die Fähigkeit, auch große Hindernisse zu überwinden, kommt dem Sanguiniker zu. Hierdurch ist es bedingt, daß er im praktischen Leben dann, wenn er unter einem bestimmten äußeren Zwange steht, in seinem Handeln durchaus erfolgreich ist, wenn er eine Kenntnis von seiner Veranlagung hat. Gerade bei diesem Temperament spielt nämlich die Selbsterkenntnis eine große Rolle. Er ist bildungsfähig, sofern der Sanguiniker weiß, daß die Wirkung seiner Willensanstrengungen sehr rasch nachläßt.“ Die dem Sanguiniker eigene optimistische Sorglosigkeit hat psychologisch darin seinen Grund, daß die unlustbetonten Erfahrungen schneller und leichter vergessen werden als die mit Lust erlebten. Da der Sanguiniker überhaupt weniger Unlustgefühle kennt als die anderen Temperamente, zeigt sich bei ihm das Hervortreten der lustbetonten Erlebnisse und die Leitung seiner weiteren Handlungen durch sie besonders deutlich.

Besteht schon bei Sanguinikern oft eine große Erregbarkeit, so tritt dieses Merkmal scharf bei dem cholertischen Temperament hervor. Bei erhöhter Erregbarkeit ist aber die determinierende Veranlagung verhältnismäßig schwach. Die Erregung führt zu einem vorchnellen, impulsiven, die Mittel außer acht lassenden Handeln, zu Fehlreaktionen. Jeder Mißerfolg löst starke Unlust aus, deren Wiederholung die an sich schwachen Determinationen

nacheinander verstärkt, bis der gewünschte Erfolg eintritt. Das Gelingen wird von einem sehr intensiven Lustgefühl begleitet. Daran schließt sich aber leicht eine Abwägung der Determination, die zu weiteren Mißerfolgen führt. Erst eine erneute Anstauung der seelischen Kräfte bringt wieder einen positiven Erfolg herbei, so daß der Choliker das Bild „des stets lebhaften, himmelhochjauchenden, zu Tode betäubten Individuums bietet, dessen Handeln zwischen Erfolgen und Mißerfolgen schwankt.“ Die äußerst starken Unlustaffekte sind darauf zurückzuführen, daß der Choliker sich bewußt ist, trotz des entmutigenden Fehlschlages seine ganzen Kräfte eingesetzt zu haben.

Tritt zu der schwach determinierenden Veranlagung auch noch eine geringe Stärke der Motivation (Veranlassung zu Handlungen) beziehungsweise eine Herabsetzung der jedem Menschen eigenen Erregbarkeit hinzu, so sprechen wir vom melancholischen Temperament. Beide Momente bewirken eine Hemmung der Willensaktivität, was sich in apathischem (gleichgültigem) Verhalten und in dem Vorwiegen von Unlust äußert. Extreme Melancholiker kamen bei Ach nicht zur Beobachtung. Ob sein Schluß aber berechtigt, daß sie nur bei krankhaften seelischen Zuständen anzutreffen seien, erscheint fraglich, da Ach seine Versuchspersonen selbst ausuchte und natürlich nur Leistungsfähigere heranzog.

Es bleibt uns noch das phlegmatische Temperament zur Besprechung. Bei ihm ist die Erregbarkeit ebenfalls gemindert; auch der Phlegmatiker läßt sich schwer zu Handlungen veranlassen. Dagegen besitzt er eine starke determinierende Veranlagung. Die selten einfindenden Willensakte haben eine starke Nachwirkung zur Folge. Eine geringe Anspannung genügt zur Ausführung der Absicht, die allerdings selten einsetzt. Gefühle treten nicht häufig auf, da mit der Beziehung zwischen Determination und Verwirklichung auch die zur Unlust — oder Lustseite hin fehlt. E. L.

Kleines feuilleton.

Die nordamerikanischen Waldbrände. Es geht ins Unglaubliche, was die Vereinigten Staaten allein sogar in Jahren, die nicht als besonders ungünstig in dieser Hinsicht zu betrachten sind, durch Waldbrände verlieren. Wenn man dabei berücksichtigt, daß die Waldbrände in dem nördlich angrenzenden Kanada nicht weniger verheerend wüten, so kann man sich eine Vorstellung davon machen, was in Nordamerika jährlich durch solche Ereignisse an Werten vernichtet wird. Namentlich die Vereinigten Staaten können diese Verluste um so weniger ertragen, als die Industrie für sie allein dem Waldreichtum des Landes dauernd schwere Wunden schlägt, zu deren Heilung oder Milderung erst in jüngster Zeit von der Regierung Maßnahmen eingeleitet worden sind. Besonders ist es die Verwertung von Holzleim in der Papierfabrikation, der an den amerikanischen Wäldern frist. Dennoch könnte sogar dieser Raubbau noch auf lange Zeit ohne unmittelbare Gefahr stattfinden, wenn nicht die Verminderung des Waldbestandes durch die Brände hinzuläme. In einem Aufsatz der Wochenschrift „Umschau“ schätzt Max Brünner den Verlust, den die Vereinigten Staaten jährlich durch Waldbrände erleiden, auf 100 bis 200 Millionen Mark. Erst im letzten Jahrzehnt sind durch die Regierungsbehörden für Forstwesen Einrichtungen getroffen worden, die zunächst zur genauen Feststellung der Waldbrände und der Gegenden ihres häufigsten Auftretens, sowie dann zur Erfindung von Mitteln zu ihrer Bekämpfung führen sollen. Man kann sich nach den seit her vorgenommenen genaueren Schätzungen nicht mehr wundern, wie so große Verlustziffern zustande kommen. Ein einziger Brand im Frühjahr 1905 am Columbiastrom zerstörte einen Wald im Werte von mehr als 50 Millionen Mark, und solche Ereignisse sind nicht etwa auf den ferneren oder fernsten Westen des Reiches beschränkt, sondern noch vor sieben Jahren verbrannte ein Waldbrand im Staate New York einen Bestand von über 14 Millionen Mark, und diese Summe wäre noch weit größer geworden, wenn nicht ein starker Regen den ohnmächtigen Versuchen des Menschen zur Ablösung des Feuers zu Hilfe gekommen wäre. Hauptsächlich richtet sich die Bemühung darauf, das Unterholz während des Sommers unter Aufsicht abzubrennen, weil durch seine Aufhäufung die Gefahr eines großen Waldbrandes am meisten gesteigert wird. Ist der Sommer aber sehr feucht, so kann diese Vorsichtsmaßregel nicht ausgeführt werden, und im nächsten Sommer gleicht dann mancher Wald „einem Scheiterhaufen, der nur auf den Zunder wartet“. Die geringste Unvorsichtigkeit, deren sich in Amerika die meisten Leute in völliger Gedankenlosigkeit schuldig machen, kann dann zur Entfaltung eines verheerenden Brandes führen. Dazu kommt die Gefahr durch Mißschläge und durch Funken aus den Lokomotiven der Eisenbahnen. Ist das Unglück einmal geschehen, so ist der Wald für immer vernichtet, wenn er nicht ganz neu angeforstet wird. Die forstwirtschaftliche Behörde in Amerika hat Versuche angestellt, um zu ermitteln, ob sich eine abgebrannte Waldfläche aus den im Boden vorhandenen gewesenen Samen von selbst zu erneuern fähig ist. Die Experimente aber haben ergeben, daß durch die Brände auch diese Samen getötet werden. Da die ungewöhnlich schlimmen Erfahrungen, die das Jahr 1910 gebracht hat, aufs neue gezeigt haben, daß die Wöschung eines Waldbrandes allein durch die Kraft des Menschen fast unmöglich ist, und jedenfalls nur nach dem Eintritt ungeheurer Verluste an Holz, an

menschlischen Ansiedelungen und schließlich auch an Menschenleben selbst geschehen kann, wird man nun mehr als zuvor darauf denken, den Ursachen der Waldbrände entgegenzutreten, und zu diesem Zweck wird es eigentlich nur notwendig sein, die Sicherungsvorschriften, die in einigen Staaten bereits erlassen worden sind und auch durchgesetzt werden, auf alle Staaten der Union auszubehnen. Namentlich werden den Eisenbahnen in dieser Hinsicht strenge Bedingungen gestellt werden müssen.

Geographisches.

Touren im Himalaya. Sonnabend und Montag berichteten in der „Arania“ Herr und Frau Vulsof Worfmann über ihre Hochgebirgs-Expedition in den Schneeregionen des Himalaya. Erstiegen wurde der Nun Kun und damit ein „Rekord“ von 7100 Meter geschaffen. Das gleiche Schicksal des Betretensseins widerfuhr dem bis dahin von amerikanischen Damen unberührten Gispär-Gletscher, welchen Gletscher Frau Worfmann selber als „einen erstklassigen“ bezeichnete. Man kann hinzufügen, daß derartige teure und gefahrbrückende Vergnügungen anfangen, unter den „erstklassigen“ Sportamateuren eine neue Nuance des Luxus auszubilden, von dem der persönliche Ehrgeiz viel und die Wissenschaft wenig Befriedigung empfindet. Will doch sogar einer der deutschen Landesväter seinem Volke auf einige Zeit den Rücken kehren und den weidmännischen Fußstapfen des Dankeeshauptlings Teddy bis in den innersten afrikanischen Busch folgen. Das Ehepaar Worfmann schleppte allein 2400 Kilogramm Reis und über 5000 Kilogramm Mehl auf den Rücken dazu gemieteter Kulis in die phantastische Latwineneinjamkeit hinauf, abgesehen von den lebenden Ziegen und Hammeln für das Morgentafel der gnädigen Frau. Man nahm viele Photographien auf, die in den Alpen malerischer ausgefallen wären, dafür aber zeigten, daß der Gebirgswall zwischen Indien und Tibet eine trostlose, von Menschen möglichst gemiedene Einöde ist. Man litt auch an der Bergkrankheit und erkannte in dieser ein größeres Hindernis für das Aufstellen neuer Rekords, als in den Höhen selber; womit sich der Serumtherapie neue und „lohnende“ Aufgaben eröffnen. Man benannte auch einige noch ungetaufte Bergspitzen mit neuen Namen, wobei konstatiert werden muß, daß weder Bismarck noch Roosevelt noch auch die Kletterer selber Taufpate standen.

Medizinisches.

Heidelbeeren als Heilmittel. Prof. Winternitz in Wien ist schon mehrfach dafür eingetreten, daß Abkochungen aus frischen oder getrockneten Heidelbeeren eine größere Beachtung als Hausmittel gegen gewisse Leiden finden sollten. Früher konnte man diesem Rat freilich nicht immer folgen, weil auch die getrockneten Heidelbeeren dem Verderben leicht ausgesetzt sind. Auf Veranlassung des Wiener Forschers aber sind in neuerer Zeit besondere Präparate aus Heidelbeeren hergestellt worden, die in ihrer Beschaffenheit durchaus zuverlässig sind. Nunmehr stellt Prof. Winternitz seine Ratschläge und Erfahrungen über die Verwertung der Heidelbeeren nach dieser Richtung noch einmal in der „Zeitschrift für Balneologie“ zusammen. An erster Stelle war die wohl auch beim Volk bekannte Wirkung der Heidelbeeren auf Darm- und Magenleiden wissenschaftlich bestätigt worden. Bei einem Fall einer derartigen Erkrankung, gegen die selbst Opium nicht helfen wollte, machte Winternitz noch eine weitere wichtige Beobachtung. Der Kranke hatte eine große Wunde auf der Zunge, so daß er nur unter den größten Qualen Nahrung zu sich nehmen konnte. Es stellte sich aber heraus, daß die Verabreichung von Heidelbeersaft die Empfindlichkeit der wunden Zunge erheblich verminderte. Damit war die Ernährung des Kranken gesichert und dem Kräfteverlust, der sonst gedroht hätte, vorgebeugt. Solches Wunderwerden der Zunge tritt namentlich bei langwierigen und mit Fieber verbundenen Krankheiten häufig auf. Da es nun nach langen, anstehenden Krankheiten, wie besonders nach Typhus, ohnehin lange zu dauern pflegt, bis der Kranke wieder zu Kräften kommt, so muß jedes Mittel, diesen Aufschwung zu beschleunigen, mit größter Begehrtheit begrüßt werden. Winternitz ist dazu übergegangen, die Behandlung der Zunge und der Schleimhaut des Mundes bei Krankheiten der beschriebenen Art nicht nur durch Verordnung von Heidelbeersaft, sondern geradezu durch Vespreiben der wunden Stellen mit einem Heidelbeerpräparat zu behandeln. Diese Versuche haben sich namentlich auch auf die sogenannte Leukoplakie erstreckt, die am häufigsten als Folge einer zu starken Reizung der Zunge und der Mundschleimhäute durch unvorsichtigen und übermäßigen Tabakgenuß entsteht und deshalb nicht ungefährlich ist, weil sie zuweilen in Zungenkrebs übergeht. Früher hat man dies Leiden mit scharfen Mitteln zu bekämpfen versucht, ist davon aber vielfach zurückgekommen. Gegen dies Leiden haben nun die Abkochungen aus Heidelbeeren als ein gleichzeitig milbes Mittel die besten Erfolge herbeigeführt, und man hat sie danach auch für entsprechende Erkrankungen vieler anderer Organe angewandt. Die neueste Ausdehnung hat die Verwertung der Heidelbeere mit Rücksicht auf die Bekämpfung von Flechten und verchiedenartigen Hautausschlägen erfahren. Es bilden sich dabei wie sonst durch das Auftragen des dicken Saftes eigentümliche Schichten, die der Haut fest anhaften, ohne sie zu reizen, und sie dadurch nach außen hin unempfindlich machen und schützen.